

Die Dotzburger Wallfahrt

Von Robert Uhländ

Kurz vor der Malakoffbrücke im Wiesensteiger Tal schmiegt sich die Autobahn in einer leichten Linkskurve an den Berghang, um einem Bächlein auszuweichen, das hier zutage tritt und in kurzem Lauf zu Tal sich ungefähr in der Mitte zwischen Mühlhausen und Wiesensteig mit der Fils vereinigt. Auf der Landkarte findet sich bei diesem Bächlein der Flurname „Todsburg“, der Hang darüber heißt „Todsburger Halde“ und auf der Höhe, unweit der Eselhöfe, ist die „Todsburger Höhle“ eingezeichnet. Wer im Staatshandbuch für Baden-Württemberg nachschlägt, findet, daß „Todsburg“ als Wohnplatz zu Mühlhausen im Tale gehört. Wer aber wissen möchte, woher dieser seltsame Name kommt und in dem sonst so zuverlässigen „Königreich Württemberg“ nachschlägt, findet ihn im Register nicht angegeben. Erst wenn er sich die Mühe macht, unter „Wiesensteig“ und „Mühlhausen“ nachzusehen, wird er mit der Antwort belohnt, daß zu „Dotzburg“ in „einsamer Bergbucht von 1389 bis 1885 eine vielbesuchte Wallfahrtskapelle zu Unserer lieben Frau stand“ (wobei zu bemerken ist, daß es statt 1885 eigentlich 1805 heißen sollte). Es wird auch eine Erklärung für den Namen gegeben: Dotzburg komme von „Mariä Todesburg“, was allerdings mit einem Fragezeichen versehen ist.

Diese Angaben enthalten so ziemlich alles, was in der Literatur über Dotzburg zu finden ist, nur die Oberamtsbeschreibung von Geislingen aus dem Jahr 1842 weiß mehr zu berichten: „Dotzburg mit 11 Einwohnern, eine Viertelstunde vom Ort (Mühlhausen) entfernt, in einer einsamen Bergbucht, besteht jetzt nur noch aus einem einzigen Hause. In früherer Zeit stand hier eine Kapelle, nach der Tradition eine Stiftung des Weltpriesters Konrad Wahrenheinz vom Jahr 1389, welche durch Wallfahrten sehr bekannt war und als eine Expositur zu Stift Wiesensteig gehörte. Im Jahr 1805 wurde diese Kapelle abgebrochen und das wundertätige Marienbild nach Wiesensteig versetzt, worauf die große Wallfahrt aufgehört hat.“

Dies sind in groben Umrissen zwar die wichtigsten Fakten, doch läßt sich über die Dotzburger Kapelle und ihre Wallfahrt sehr viel mehr berichten, finden sich darüber doch umfangreiche Akten im Staatsarchiv Ludwigsburg in dem Bestand B 535, Stift Wiesensteig. Allerdings stammen sie alle aus dem Ende des 17. und dem 18. Jahrhundert, die früheren Unterlagen sind bei der „jämmerlichen Einäscherung des ganzen Kollegiatstifts und der ganzen Stadt Wiesensteig 1648 mit anderen hochbedauerlichen Actis ... verbrunnen“, wie der Chronist der Dotzburger Wallfahrt, der Dechant Johann Jakob Sutor, berichtet. Von ihm stammt die einzige, zwar etwas unbeholfene, aber doch zuverlässige Schilderung des „mira-

culosen Bildes zu Dotzburg“ und seiner Wallfahrt, die er in den Jahren 1684–1687 zu Papier gebracht hat.

Der „Kurze Bericht von dem Ursprung der schönen Wallfahrt und Kapellen der wundertätigen Mutter Gottes Mariae, zu Dotzburg genannt, St. Cyriaci Collegialstift zu Wiesensteig incorporirt und eigentümlich samt Zugehörden, dann auch von vielfältigen Gnaden und Guttaten, so allda glaubwürdig erhalten werden und geschehen. Einfältig beschrieben durch Johann Jacob Sutor J. U. L., Collegiatae Ecclesiae S. Cyriaci Dechant zu Wiesensteig“ beginnt mit einer langen Anrufung Mariae, in der Sutor seine „Ungeschicklichkeit“ zu der selbstgestellten Aufgabe bekennt und seine Sündhaftigkeit als Mensch wortreich beteuert. Trotzdem erlaube er sich, „fein vertraulich“ mit der Mutter Gottes zu reden und wie es ihm ums Herz sei, da auch die Heiden, Juden, Türken und alle Abtrünnige von der wahren katholischen Kirche sie lobten, „sonderheitlich die Lutherische in dieser Gegend herum, unangesehen der Bedrohung ihrer Obrigkeit, die von Dir empfangenen Wohltaten und Gnaden nit mehr verschweigen können und mögen“: auch Protestanten kamen zu dem wundertätigen Gnadenbild und trugen ihre Anliegen vor.

Über den Ursprung der Wallfahrtskirche weiß Sutor nicht viel zu berichten. Etwa eine Viertelstunde von Wiesensteig liege gegen Osten eine Halde, die seit alters Dotzburg genannt werde und dem Kollegiatstift S. Cyriaci gehöre. Warum der Ort so heiße „kann vor Älte ganz nit ergründet werden“. Die Deutung „Mariä Todesburg“ ist Sutor also nicht bekannt, sie findet sich erstmals in Akten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das in seinem historisierenden Bestreben nach einer Erklärung des Namens suchte. Ob sie zutrifft sei dahingestellt, vielleicht hängt der Name auch mit der Volkssage zusammen, von der die Oberamtsbeschreibung berichtet, daß sich zu Dotzburg in alten Zeiten ein „fürchterliches Burgverlies“ befunden habe, „worinnen die Besitzer der Ritterburg, welche dort gestanden habe, die Opfer ihrer Raub- und Fehdegierde dem Hungertode, dem Ungeziefer und dem Verfaulen bei lebendigem Leibe preisgaben“. Diese Sage kann einen historischen Kern besitzen, erwähnt doch das „Königreich Württemberg“ unter Berufung auf Birlinger (Aus Schwaben II, 165), daß im 12. Jahrhundert ein Perhtolfus de Mulhusen seinen Sitz zu Dotzburg gehabt haben soll.

Die Dotzburger Kapelle ist wesentlich später entstanden. Sutor versichert, aus den Stiftsakten ergebe sich mit Gewißheit, „daß im Jahr 1389 von einem Priester mit Namen Herr Conrad Wahrenheintzen Unser lieben Frauen Kapell zu Dotzburg aufgebaut, welche hernach 1454 geweiht und dem Stift ... incorporirt worden“.

Die Urkunde über die Stiftung der Kapelle ist nicht erhalten, doch ist kaum daran zu zweifeln, daß die Tradition den Tatsachen entspricht. Der Name Wahrenheinz ist für das 14. Jahrhundert nachzuweisen: am 4. Juli 1337 verkauft Johann von Rechberg an „Varahaintze“ seine Hube zu „Yseninge“ (Eislingen) um 47 Pfd. Heller (Württ. Regesten 9769) – auch der Ort weist darauf hin, daß der Stifter in dieser Familie zu suchen ist. Darüber hinaus stützen einige weitere Urkunden, die Sutor nicht gekannt hat, das Entstehungsjahr 1398: am 1. Februar 1423 verkauft die Witwe Clar Rülerin, Bürgerin zu Wiesensteig, den Pflegern Unserer lieben Frau zu „Tozburg“, Jakob Naffzer und Ytel Grönbach, ihr Lehen zu Greubingen (Gruibingen) um 107 fl (WR 8390), am 8. November 1437 verkauft Kraft von Lichteneck „dem würdigen Gotteshaus zu Dotzburg in Wiesensteiger Mark Konstanzer Bistums und der königlichen Mutter und Mage Marien, die da rastet und wohnt und in der Namen und Willen das vorgenannte Gotteshaus zu bauen angefangen ist“ sowie Herrn Heinrich Hetzel, Kaplan in der Pfarrkirche zu Wiesensteig auf St. Peters Altar, Benz Buchin, Hans Bömler dem jüngern, Bürger zu Wiesensteig, und Heinrich Laimlin, gesessen zu Dotzburg, als des Gotteshauses Pflegern sein Gut zu Heibichisow (Hepsisau) (WR 9875) und am 7. November 1438 verkauft Jakob von Lichteneck, Bruder des Kraft, dem Gotteshaus „Dotzburge, darinne Unser liebe Frau Sant Maria gnädig ist“, Bentz Buchin und Hans Bömler, Bürgern und Richtern zu Wiesensteig, des Gotteshauses Pflegern, sowie den „armen elenden Dürftigen in dem Spital zu Wiesensteig wohnhaftig“ und Ulrich Hetzel, Bürger zu Wiesensteig, als einem Pfleger des Spitals Güter zu Häpchisow (Hepsisau) um 60 fl, die der genannten Gotteshäuser Pfleger ihm bezahlt haben (WR 9876). – Danach ist die Kapelle als fester Steinbau erst in den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden. Zunächst wird es sich um einen kleinen Holzbau oder ein steinernes Provisorium gehandelt haben. Verwaltet wurde die Kapelle von Pflegern, von denen einer zu Dotzburg wohnte und vielleicht stand sie in einem verwaltungsmäßigen Zusammenhang mit dem Wiesensteiger Spital. 1438 scheint der Kirchenbau zumindest im wesentlichen abgeschlossen gewesen zu sein, allerdings ist aus dem Datum der Weihe, 1454, zu schließen, daß sich die endgültige Fertigstellung noch einige Jahre hinzog.

Leider erfahren wir nicht, wann die Kapelle dem Stift Wiesensteig inkorporiert worden ist. Wir können nur feststellen, daß es 1496 eine vollendete Tatsache war. Schon zuvor hatten sich die Grafen von Helfenstein als Herren der Herrschaft Wiesensteig der Dotzburger Kapelle angenommen. Am 21. Dezember 1482 schenkte ihr Graf Friedrich (+ 1483) seinen Zehnten zu Ganzlosen, Reichenbach und Hausen a. d. Fils sowie auf dem Wasserberg mit der Bestimmung, alle Freitag an Fronfasten (Mittwoch – Samstag nach Invocavit) den armen Leuten zu Wiesensteig für 2 fl Brot und Wein auszu-

teilen (OAB. Geislingen). Am 26. Mai 1489 präsentierte Graf Ludwig von Helfenstein der Jüngere dem Bischof Otto von Konstanz auf die von ihm neu dotierte Kaplaneipfründe zu „Totzburg“ als ersten Kaplan Niklaus Goldschmid (B 535 PU 65). Einige Jahre später kam es zwischen letzterem und dem Stift Wiesensteig zum Streit über die Höhe seiner „Portion und Competenz“ d. h. seiner Bezüge. Nachdem der Papst Kapelle und Kaplanei Dotzburg dem Stift einverleibt hatte, standen diesen keine eigenen Einkünfte mehr zur Verfügung, der Kaplan erhielt seine Bezüge in Geld ausbezahlt. Das Stift hatte es nicht eilig, ihm wie üblich eine Pfründe mit festen Einkünften zuzuweisen. Jedenfalls war Goldschmid mit seinen Bezügen nicht zufrieden, so daß Bischof Friedrich von Augsburg als Schiedsrichter angerufen wurde, der am 26. Mai 1496 entschied, das Stift sei verpflichtet, dem Kaplan jährlich 38 fl rheinisch zu reichen, außerdem sollten ihm 2 fl 3/4 fl württembergischer Münz zukommen, die jährlich für Jahrtäge an die Kapelle fielen. Zugesprochen wurden dem Kaplan ferner Behausung, Hofraite, Wiese und Gärten, die zur Kaplanei gehörten (B 535 Bü. 75). Zu einem weiteren Streit kam es zwischen dem Stift und Graf Ulrich von Helfenstein, als ersteres versuchte, den ihm offenbar unbequemen Kaplan mit der Begründung zu entfernen, daß nach dem päpstlichen Bestätigungsbrief für die Kaplanei zu „Totzburg“ ein „beweglicher“ Kaplan sein solle. Wieder wurde ein Schiedsgericht angerufen, bestehend aus dem Abt von Zwiefalten, dem Stuttgarter Propst Ludwig Vergenhans, dem Dechant Dr. Georg Hartzesser, dem Adelberger Konventualen Dr. Leonhard und Meister Hans Hiller, Licentiat und Chorherr zu Stuttgart, das am 29. Juni 1498 entschied, daß das Stift den Niklaus Goldschmid sein Leben lang von der Kaplanei nicht vertreiben dürfe (B 535 PU 66).

Mit dieser Urkunde verstummen die Zeugnisse über die Kapelle zu Dotzburg bis zu Sutors Beschreibung, der darin beiläufig vermerkt, daß anno 1572 Graf Ulrich von Montfort und seine Gemahlin Ursula geb. Gräfin Solms in ein Fenster des Chors den noch jetzt zu lesenden Spruch habe „einmalen“ lassen: „Rerum irrecuperabilium summum remedium est oblivio“, eine frühe Form des „glücklich ist, wer vergißt“.

Von der Dotzburger Wallfahrt ist in keiner der genannten Urkunden die Rede. Trotzdem wird man annehmen dürfen, daß sie zu Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist. Das Stift Wiesensteig jedenfalls brachte sie mit der Stiftung der Kaplaneipfründe durch Graf Ludwig von Helfenstein im Jahre 1489 in Verbindung: in einem achttägigen Fest beging es nämlich im Juni 1789 die 300-Jahrfeier der Wallfahrt, wozu es in Rom die Vergünstigung erwirkte, daß zwei vom Ordinariat zu bestimmende Beichtkapläne Absolution in besonderen „reservierten“ Fällen erteilen konnten. Nach Ansicht des Stifts war die Wallfahrt von den Grafen von Helfenstein für alle Untertanen der Herrschaft Wiesensteig zur Verpflichtung gemacht worden, Anlaß dazu sei ver-



1. Die Baulichkeiten zu Dotzburg im Jahr 1687
A Wallfahrtskapelle, B Kaplaneihaus, C Quelle, D „Bachhäuslein“

mutlich ein Gelübde gewesen wegen einer großen Wohltat der wundertätigen Jungfrau Maria oder der Befreiung von einem allgemeinen schweren Übel. Genaues konnten die Stiftsherren nicht angeben, als sie 1761 die Pfarrer von Westerheim, Drackenstein, Gosbach und Reichenbach beim Generalvikar von Konstanz verklagten, weil diese an Himmelfahrt nicht mit ihren Gemeinden zu der Dotzburger Wallfahrt erschienen waren. Seit alter Zeit seien die Wallfahrten nie unterbrochen worden, sie fänden jährlich am Dienstag nach Ostern und Pfingsten statt, wobei die Pfarrer und Vikare von Westerheim, Hohenstadt, Drackenstein, Gosbach und Mühlhausen samt Gemeinde teilzunehmen hätten, am Freitag vor Himmelfahrt außer diesen auch die von Ditzgenbach, Deggingen und Reichenbach, um mit einem gemeinsamen feierlichen Hochamt die wundertätige Mutter Gottes zu ehren. Das Fernbleiben der 4 Pfarrgemeinden habe keine geringe Entrüstung unter den anderen Teilnehmern hervorgerufen, was auch der kurbayerische Administrator der Reichsgrafschaft Wiesensteig (seit 1752 war Bayern nach einem 111jährigen Kondominium mit Fürstenberg alleiniger Inhaber), Josef Carl von Sicherer, bestätigte. Sämtliche in der Reichsgrafschaft gelegenen Pfarrherren würden mit ihren anvertrauten Pfarrgemeinden jährlich am Freitag vor Himmelfahrt „zu dem uralten wundertätigen Gnadenbild Maria Todtsburg“ einen „Kreuz- oder Wallfahrtsgang zur Auferbauung nicht nur gesagter Herr- sondern auch der ganzen obwohl lutherischen Nachbarschaft“ verrichten. An dem Fehlen der Pfarrer habe er Anstoß nehmen müssen, weil eine ganze Reihe andächtiger Christen und Untertanen hierwider geeifert hätten.

Die angeschuldigten Geistlichen verteidigten sich, sie wären nicht böswillig der Prozession ferngeblieben, viel-

mehr sei auf den gleichen Tag das Fest der Apostel Philippus und Jakobus gefallen, an dem sie mit einer Prozession über die Felder den himmlischen Segen zu erflehen pflegten. Die Pfarrer von Drackenstein und Gosbach erklärten außerdem, für sie sei die Prozession nicht obligatorisch, sondern die Teilnahme hänge von der Entscheidung des jeweiligen Pfarrers ab. Übereinstimmend erklärten die vier Geistlichen: „Wenn die ganzen herrschaftlichen Gemeinden zusammenkommen, ist oftmalen ein Geschrei als wenn es ein Jahrmarkt wäre, auch ist in der Kirch ein solches Gedränge, daß Gott dem Allmächtigen wenig Ehr geschieht.“ Der Konstanzer Generalvikar nahm davon jedoch keine Notiz. Am 15. Mai 1762 entschied er: die Prozession an Freitag vor Himmelfahrt muß in der gewohnten Weise durchgeführt werden. Fehlen darf ein Pfarrer oder Vikar nur bei hohem Alter, Krankheit oder einem zwingenden Grund, etwa wenn er einen Kranken mit dem Sakrament versehen muß. In einem solchen Fall soll sich die Gemeinde mit Kreuz und Fahne einer anderen anschließen.

Über den Verlauf der Wallfahrten berichtet Sutor: „Am Osterdienstag geht man morgens gegen 7 Uhr nach verrichtetem Gottesdienst des Kollegiatstifts von der Stiftskirche aus mit gesamter Klerisei mit dem Kreuz nach Dotzburg, allwo der Stiftspfarrer das Amt singt. Dabei ist die stiftische Musik. Dann wird eine Predigt nach dem Evangelio gehalten. Dazu erscheinen mit dem Kreuz die Pfarr Drackenstein, die stiftische Pfarr Westerheim, die stiftische Filial Hohenstadt (Hohenstadt), die stiftische Filial Mühlhausen, die Drackensteinische Filial Gauspach (Gosbach). Also ist es jeweilig vor unvordenklichen Jahren observiret und gehalten worden, vielleicht nach dem Exempel der Florentiner, welche im

Brauch hatten, vor Zeiten diesen Tag auch mit stattlichen Prozessionen zu beehren ... In festo S. Marci (25. April) wallfahrtet man auch von dem Kollegiatstift aus nach Dotzburg absolutis diviniis in Wiesensteig und singt der Stiftspfarrer ein Amt. Item also am Mittwoch in der Kreuzwochen (nach dem 5. Sonntag nach Ostern) allwo auch eine Predigt gehalten wird. Ferners: am Freitag in der Kreuzwochen geht das Kollegiatstift obgemeldete Wallfahrt nach Dotzburg, allwo wieder vom Stiftspfarrer das Amt gesungen und Predigt nach dem Evangelio gehalten wird. An welchem Tag alle Pfarren und Filialen der ganzen Herrschaft Wiesensteig erscheinen als: Wiesensteig mit gesamter Klerisei und ihren Pfarren und Filialen als Pfarr Westerheim und Stiftsfilialen Hochstadt, Mühlhausen und Ditzenbach. Sodann die Pfarren Deggingen und Drackenstein, Stiftsfilial Gauspach und Deggingische Filial Reichenbach. Neben diesen sind auch oft freiwillig erschienen Pfarr Steinbach, Pfauhausen, Unterboihingen und auf der Alb Ennabeuren und Hausen. Am Pfingstdienstag kommen alle die Prozessionen wieder nach Dotzburg wie oben verzeichnet ist."

Weder bei Sutor noch in den Akten findet sich ein Hinweis auf das Dotzburger Jägerfest, von dem die Oberamtsbeschreibung Geislingen berichtet: „Unter manchen frommen Stiftungen zeichnete sich das jährlich zwischen Ostern und Pfingsten abgehaltene Jägerfest aus. Bei einem feierlichen Hochamte versammelten sich sämtliche Wiesensteiger Forstbeamte und Jäger. Der jüngste Jägersbursche eröffnete mit dem Leithunde den ersten Opfergang, darauf folgte das gesamte Forstpersonal in voller Uniform und nach ihnen sämtliche Jägersfrauen und Töchter. Beim zweiten Opfergang paradierte ein anderer Leithund, an den sich dann sämtliche Jagdliebhaber geistlichen und weltlichen Standes anschlossen. Das beträchtliche Opfer fiel der Kirche zu."

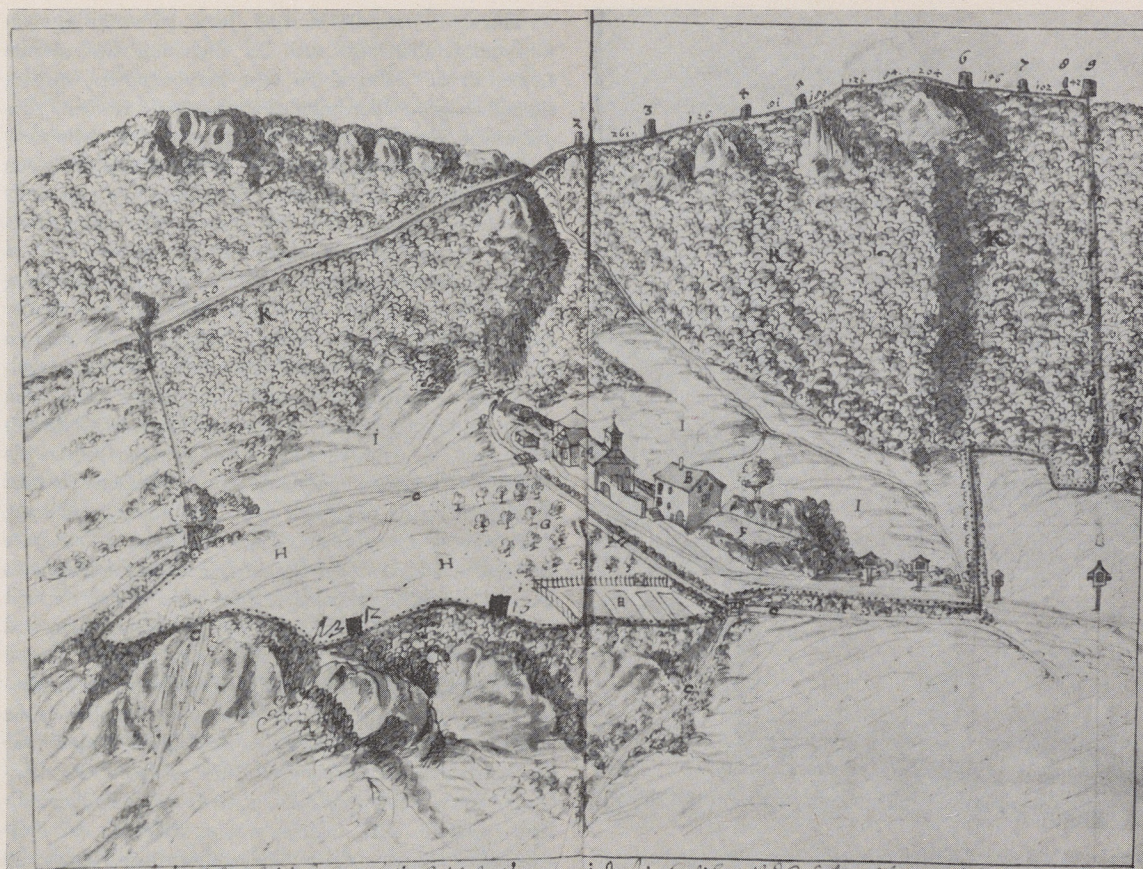
Von den *Wundertaten* des Marienbildes zu Dotzburg, wohl nicht der Ursprung aber doch der Anlaß der Wallfahrten, weiß Sutor, trotzdem er ihnen ein eigenes Kapitel widmet, im Grunde wenig zu berichten, was er damit begründet, daß die Akten und Berichte darüber 1648 verbrannt seien. Aus der Zeit davor kann er nur ein „Miracul“ nennen: 1584 sei in der Dotzburger Kapelle ein Stummer redend geworden, wie der Eintrag in dem handschriftlichen Predigtbuch von Deggingen am 24. Sonntag nach Pfingsten noch heute bezeuge. Dagegen könnten die alten Herren des Kollegiatstifts viele wunderbare Wohltaten erzählen. Die Mutter Gottes zu Dotzburg sei besonders denen gnädig, die mit „Epilepsia d. i. mit dem fallenden Wehetag“ behaftet seien. Viele Wohltaten hätten sich „mit einfältigen Lutherischen“ zugetragen, doch könne man diese nicht förmlich befragen, weil sie nur heimlich erscheinen und aus Furcht vor Bestrafung durch ihre Obrigkeit die erfahrenen Gnaden verschweigen würden. Sutor, der aufgeklärt genug ist, seinen Bericht über die Wunder mit der Bemerkung einzuleiten, daß „nit allezeit einer jeden Er-

ledigung der Krankheit zu trauen als wann es durch ein Mirakel geschehen wäre, da bisweilen etwas anderes mit einlaufen kann“, legt, weil auch die Wunder der jüngeren Zeit nicht verzeichnet wurden, das Versprechen ab, daß „hinfüro fleißig was geschiehet beschrieben werden solle“.

In der Tat finden sich in seinem Bericht anschließend folgende Notizen aus späterer Zeit: „Einem von Hepsisau, seines Handwerks ein Zimmermann, welcher einen Baum am Boden hat wollen umhauen, ist widerfahren, daß der heruntergefallen und ihm ein Stump hinten in den Leib gegangen, welchem alle Arzt nicht haben helfen können. Hat sein Hilf nach Dotzburg gesucht zu Unser lieben Frau und ist ihm geholfen worden. Also ist es erzählt worden.“ – „Einer von Boll, Achatholicus, war behaftet mit dem Hinfallenden. Ist ihm verholffen worden, weil er jährlich ein Huhn nach Dotzburg geopfert.“ – „Gleichergestalt ist einem also verholffen worden von Hepsisau, so sich deswegen eingestellt mit einer jährlichen Hennen wegen Entledigung von der hinfallenden Sucht.“ – „Ein Weibsbild hat einen Arm in der Schlingen tragen und den Arm nit rühren können. In der Dotzburger Kirch, saget sie, daß der Arm einen Knall getan und von Stund an sei ihr geholfen gewesen. Besucht die Wallfahrt fleißig zur Danksagung.“ – „Ein Goldschmied von Schwäb. Gmünd hat sich wegen verlassen Gehörs nach Dotzburg gelobt und gegenwärtig von Stund an [ist] ihm geholfen worden.“

Was die *Bauten* zu Dotzburg betrifft, so hat sich Sutor mit wenigen beschreibenden Worten begnügt, dafür aber seinem Bericht drei instruktive kolorierte Zeichnungen mit Erklärungen beigegeben, die S. 115–118 abgebildet sind. Sie zeigen die Kapelle noch in dem Zustand vor dem großen Umbau zu Anfang des 18. Jahrhunderts samt dem behäbigen Kaplaneihaus, der Quellfassung und dem „Bachhäuslein“, wozu Sutor bemerkt: „Neben der Kirchen steht ein fein großes steiniges Haus, welches samt was nacher Dotzburg gehöret aller Beschwerden frei und eigen, auch das Collegiatstift nach seiner Willkür sich desselben bedienen mag. Hart hinter dem Chor ist ein lustiger Ursprung etlicher gesunder Brunnquellen, so gleich an der Kirchen einen Bach machen, welcher die Dotzburger freieigen Wiesen und Gärten wässert und durch dieselbe abrinnet bis er den Felsen abfallet und wie vorher zur Wässerung der Güter dienet. Die Kirch hat eine Nebenkapelle S. Caroli Borromaei.“

Die Quelle war die Voraussetzung für die Besiedelung des hochgelegenen Platzes und man könnte daran denken, daß sie indirekt Anlaß zum Bau der Kapelle in der Nachfolge eines alten Quellheiligtums gegeben hat. Daß sich, wie schon erwähnt, die Volkssage des Ortes angenommen hat, scheint in diese Richtung zu weisen. Die Kapelle war, dies geht aus Ansicht und Grundriß Sutors deutlich hervor, ein schlichtes Bauwerk von bescheidenen Ausmaßen, das von dem dicht dabeistehen-

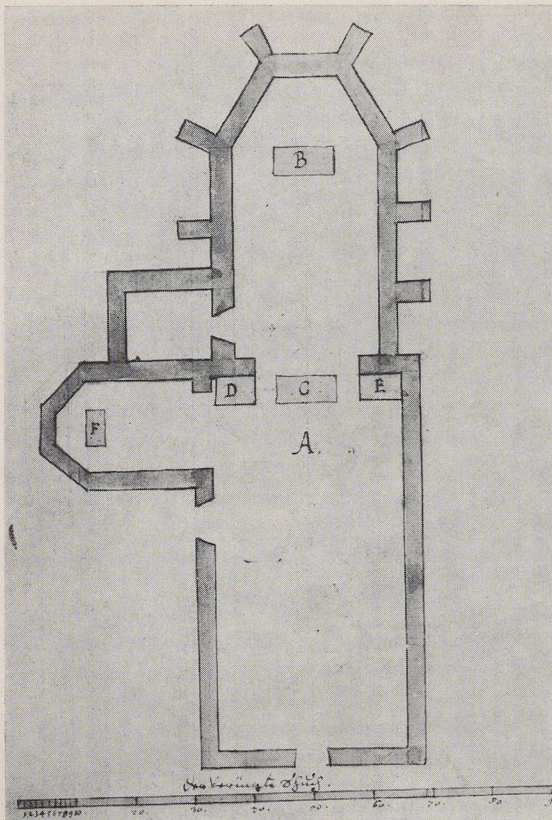


2. Gesamtansicht des Dotzburger Hangs 1687

A Wallfahrtskapelle, B Kaplaneihaus, C Quelle, D Bachhäuslein, E Krautland, F Gemüsegarten, G Baumgarten, H Kaplaneiwiesen, I Raite, K Dotzburger Hölzer, 1–10 Markungssteine, 11 große Buche

den Kaplaneihaus fast erdrückt wurde. Im Chor stand der Altar zu Ehren der Hl. Dreifaltigkeit, in der Mitte das wundertätige Bild der gekrönten Maria, auf den Seiten die Apostel Petrus und Paulus, St. Laurentius, St. Georg und St. Anna. In dem Altar ruhten nach einer Notiz vom Mai 1658, als alle Altäre der Herrschaft Wiesensteig neu geweiht wurden, Reliquien von der Thebaischen Legion des hl. Mauritius und der Märtyrerin Claudia. In der – wohl erst spät angebauten – Seitenkapelle stand ein Altar des hl. Carlo Borromeo (1538–1584), eines eifrigen Verteidigers des katholischen Glaubens gegen die Reformation, der 1610 heiliggesprochen wurde. Sein Altar kann also erst im Laufe des 17. Jahrhunderts errichtet worden sein. Nach oben war der Kirchenraum durch eine flache Holzdecke abgeschlossen, von der nicht bekannt ist, ob sie verziert war. Das ganze Jahr über wurden in der Kapelle wöchentlich zwei Messen gelesen, und zwar am Dienstag und Samstag nach dem Kollegialamt, außerdem fand an allen Marienfesttagen um 6 Uhr in der Frühe ein Amt statt. An Mariä Geburt, Himmelfahrt und Verkündigung

wurden nachmittags Predigten gehalten und danach eine Litanei gesungen, am Abend zuvor hielten Vikar und Kantor des Stifts nach der Stiftsvesper auch eine Vesper zu Dotzburg. Alle diese Gottesdienste wurden von der Kanzel der Wiesensteiger Stiftskirche verkündet, so daß die kleine Kapelle auch an Festtagen, wo keine Wallfahrt stattfand, gut besucht war, ja oft die Gläubigen kaum zu fassen vermochte. Um dem abzuhelpen, entschloß man sich 1685 zur Errichtung einer neuen „Manns- und Frauen-Borkirchen“, einer auf Holzsäulen ruhenden Empore, „daß alle andächtigen Seelen ihre bessere Andacht in Knien und Sitzen finden mögen“, wozu die Stadt Wiesensteig 30 Stämme alter Eichen kostenlos zur Verfügung stellte. Den Verding über die Errichtung der Empore schloß Dekan Sutor am 26. September 1687 mit den Schreibern Ulrich Straub und Mathis Boscher (?) von Wiesensteig ab. Bei der Gelegenheit wurden für den unteren Teil der Kapelle neue Stühle aus Eichenholz bestellt, 12 auf jeder Seite und ebensoviele im Chor „wie die Stühle in der Stiftskirche, wo die Herren Beamten drinstehen“. Auch sonst war man-



3. Grundriß der Wallfahrtskapelle vor dem Umbau von 1701. Im Chor der Altar mit der Krönung Mariä

ches schadhaft und erneuerungsbedürftig: die Altäre, die Kanzel, die Türen, das „Getäfer“, daß „es der Maler nach seinem Verding auch recht machen kann“. Für die ganze Arbeit sollten die Schreiner 100 fl erhalten. Im Zuge dieser Renovierungsarbeiten wurde auch der Altar mit dem Gnadenbild gründlich überholt. Am 30. Mai 1698 verpflichtete sich der Stadtmaler von Schwäbisch Gmünd, Hans Caspar Urbon, den Altar völlig neu zu fassen, „alles mit Gold was in dem Weiß gelb hersieht und das übrige zu malen, daß ganz kein Abgang erscheine, das Unser lieben Frauen-Bild in Kleidern und goldenen Strahlen ausbessern und auch hintenhero zu malen, daß es nicht unförmlich hersehe“, wofür ihm 80 fl und 3 fl Trinkgeld bei 40 fl Vorauszahlung versprochen wurden. Zusammen mit Urbon wurde der Gmünder Bildhauer Sebastian Schmidt verdingt, „alle Bilder und Zieraten schön und christlich zu verfertigen, alles und alles netto nach dem Reiß“, wofür er 55 fl erhalten sollte bei 15 fl Anzahlung. Bedingung war, daß er so rechtzeitig mit seiner Arbeit fertig wurde, daß auch Urbon mit seiner Bemalung auf 8. August 1698 abliefern konnte. Zu dem Zweck wurde der Altar abgebaut und nach Gmünd transportiert. Bei seiner Rückkehr hatte der kurbayerische Obervogt daran

auszusetzen, daß die Wurzel Jesse im Altar gar zu weiß ausgefallen und auch der Efeu und die lasierten Leiber in der Wurzel zu sehr hervorstechen würden, sie sollten grün oder holzfarben angemalt werden, „damit es ein Kennzeichen einer Wurzel wäre“. Mit Gutheiß des Kapitels mußte Sutor gegen ein Aufgeld von 3 fl die lasierten Leiber samt den Adern mit „undestiliiertem Grünsparn“ durch den ganzen Altar überarbeiten, um dem hohen Beamten zu Gefallen zu sein.

Die Ausbesserungen am Gnadenbild scheinen nicht lang vorgehalten zu haben, bereits im Juli 1705 wurde der Maler Johann Georg Heberle beauftragt, es neu zu fassen. Er sollte den Mantel abwaschen, wieder vergolden und „planieren“, ebenso den „Schein“ und den Mond unter den Füßen, die Haare aber nicht bearbeiten, „weil sie matt vergöltet sein“. Ebenso sollten die Gesichter „und was nackend“ im derzeitigen Zustand verbleiben, auch das Blaue mit den güldenen Blumen, doch war es mit „einem Glanz zu zieren“. Das Rote war nur zu putzen, „der Schein aber kann mit Fug nach Gmünd geschickt werden“. Für seine Arbeit erhielt Heberle 25 fl zusätzlich 1 fl 30 kr für Reisekosten und als „Discretion“.

Unabhängig von diesen Arbeiten aber doch im Zusammenhang mit ihnen erfolgte dann seit 1701 der große Umbau der Wallfahrtskirche. Das Unterfangen war getragen von der mächtigen Welle barocker Kirchenbauten und -umbauten, die damals in ganz Süddeutschland einsetzte, doch zugleich war es auch von der Notwendigkeit diktiert, die zu klein gewordene Kapelle zu erweitern. Urheber und Aufsichtsführender, ja auch Geldgeber des Planes und seiner Verwirklichung war wieder der Dekan Johann Jakob Sutor. Er schloß am 9. Dezember 1699 den Vertrag darüber ab mit Meister Christoph Lutz, Bürger und Maurermeister von Riedlingen. Es wurde vereinbart, daß er 1. den Chor völlig verputzen und ergänzen solle, 2. „den Chorbogen der Architektur nach ausbrechen, das Langhaus durchaus gewölben, das Gewölbe auf eine sogenannte Galerie setzen und verfestigen, diese von dem Fundament aus aufmauern, ausgraben und die ganze Kirch und Gewölbe mit einem Gesims verputzen, 3. die Seitenmauern wie es die Architektur erfordert um 12, 13 Schuh oder mehr erhöhen und aufmauern, dieselben zum Gewölbe einbauen und mit dem Gewölbe verbinden, den Turm wieder helfen zurichten und verblenden, 4. die ganze Kirche außen und innen zum Verfertigen verputzen, weißnen, was vonnöten graben, die alten Mauern abbrechen, wo etwas fürfallet ausbessern, den Schaden wenden und den Nutzen befördern“. Die Kapelle wurde also barockisiert, die alte Flachdecke durch ein Gewölbe ersetzt, der Dachreiter, wie aus der Zeichnung S. 119 ersichtlich, mit einem Zwiebeldach versehen. Der Meister mußte ferner die Kanzel mit einem steinernen Fuß versehen, eine neue Seiten-Kapelle anbauen, den Boden frisch belegen und das Dach neu verfertigen. Er verpflichtete sich, die Arbeiten „alles der Kunst und Architektur nach, auch

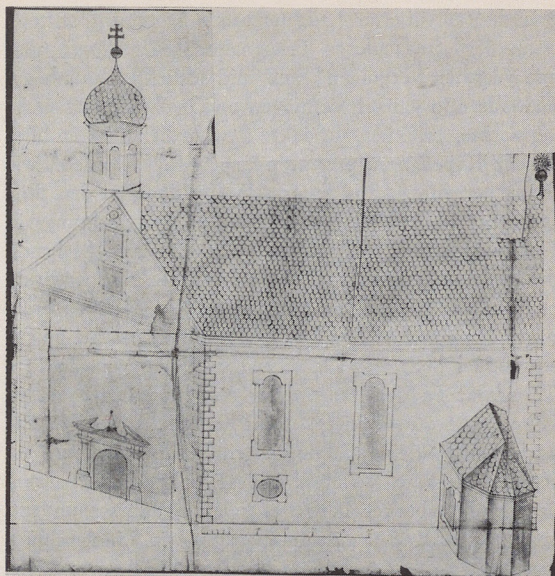
dem Riß gemäß“ gleich nach Eintreffen aller Baumaterialien, spätestens aber bis zum Frühjahr 1701 in Angriff zu nehmen, wofür ihm 500 fl versprochen wurden, „aber weiter Herrn Meister und Gesellen für Ehrungen nichts wie sie auch Namen haben mögen“. Das Stift war verpflichtet, Sand, Kalk und Steine auf den Bauplatz zu liefern. Da sich in der Nähe ein Kalktuffsteinbruch befand, war dies ohne große Kosten möglich.

In dem Vertrag war von einer Erweiterung der Kapelle noch nicht die Rede. Sutor dachte offenbar zunächst lediglich an die Barockisierung der Kirche. Bald muß in ihm aber der Plan gereift sein, die Gelegenheit zu nützen und den Bau auch zu erweitern. Am 24. März 1700 schloß er mit Meister Lutz einen Zusatzvertrag ab, in dem vereinbart wurde, die Kirche um 15 Schuh zu vergrößern, „was hiezu vonnöten abzubrechen, von dem Fundament aus aufzumauern ... und alles mit dem vorverdingten Gewölb und Mauern vereinbaren, alles dem andern gleich, auch die erfordernde Lettnersäulen und Balken, was erfordert wird, aus und einmauern“. Der Turm sollte wie verabredet bleiben, auf der Sakristei der Giebel verblendet und in der neuen Josephskapelle – der Name taucht hier erstmals auf – der Altar aufgemauert werden. Dafür wurden Lutz weitere 230 fl zugesichert.

Der Beginn der Arbeiten verzögerte sich, wie ein Schreiben Lutz' vom 20. Mai 1701 ausweist, doch versprach er darin, in den nächsten 14 Tagen zu kommen und den Bau „vollends auszumachen“. Den Abrechnungen mit der Faktorei Unterkochen für die Lieferung von Eisenwaren, den Steinbrechern in Mühlhausen und den Maurern für Arbeiten an Kirche und Mesnerhäuslein nach zu schließen, hat der Umbau der Wallfahrtskirche bis mindestens 1709 gedauert, doch liegt auch noch eine Rechnung für Maurer- und Zimmerarbeiten vom 13. Juni 1717 vor.

Die weitgehende Veränderung der Kirche warf die Frage auf, ob sie neu geweiht werden müsse. Vorsorglich stellte das Stift am 20. Mai 1700 beim Generalvikar in Konstanz einen entsprechenden Antrag: das Stift wie der weltliche Magistrat von Wiesensteig seien zu der Überzeugung gelangt, daß die Kirche zu eng sei für die vielen hinzuströmenden Gläubigen. Deshalb hätten sie beschlossen, sie um 15 Fuß zu verbreitern und zu verlängern. Zugleich werde auf der linken Seite – da auf der rechten die Borromäuskapelle sei – eine Josephskapelle angebaut. Der Chor dagegen bleibe unverändert, er sei weit genug und ebenso werde die eine Seitenmauer mit Ausnahme der notwendigen Veränderung der Fenster in ihrem bisherigen Zustand belassen. Am 28. Juni traf die Antwort aus Konstanz ein: eine neue Weihe sei nicht nötig, denn „si maior pars remaneat, retinet benedictionem, cum principale trahat ad se accessorium“.

Um die vergrößerte Kirche auch im Innern würdig auszuschnücken, erhielt sie einen weiteren, der hl. Anna geweihten Altar, der im Mai 1702 bei dem Wiesen-



4. Riß zum Umbau der Wallfahrtskirche von Maurermeister Widemann 1698

steiger Schreiner Hansjörg Straub in Auftrag gegeben wurde. Vorbild war der St.-Annen-Altar in dem bayerischen Kloster Altomünster bei Aichach, von wo ein Frater Alexander Rieger eine Zeichnung übersandte. Doch reiste Meister Straub im Auftrag des Stifts noch selbst nach Altomünster. Er schlug danach vor, oben auf dem Altar eine liegende Figur des hl. Johannes anzubringen, ein Vorschlag, der offenbar akzeptiert wurde. Am 9. Februar 1703 konnte Straub den Altar abliefern, an diesem Tag quittierte er jedenfalls den Empfang von 106 fl dafür.

Nicht nur die Dotzburger Kapelle wurde weitgehend erneuert, auch das Haus daneben wurde zum Teil abgerissen und unter Erweiterungen wieder aufgebaut, wobei namentlich sein Inneres umgestaltet wurde. Die Gebrüder Hansjörg und Johannes Straub aus der bekannten Wiesensteiger Schreinerfamilie mußten alle 4 Stuben mit „Tafeln samt einem ringsum geführten Fries und unten einem deutschen Stab und auf jede Tafel einen Carniss und runden Stab“ versehen. Jede Stube erhielt eine Schiebetür, die innere und äußere Verkleidung mit einem „deutschen Stab“ und auf der Verkleidung über der Tür „ein Carniss, welcher $\frac{1}{2}$ Schuh ausgeladen wird“. In ähnlicher Weise wurde auch das Mesnerhäuslein von ihnen mit „Getäfer“ ausgekleidet. Für Pfarr- und Mesnerhaus gemeinsam errichtete man ein „Backofenhäusle“.

Die Verwirklichung all dieser Bauvorhaben war nur möglich, weil zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Wallfahrtskirche mehrere reiche Stiftungen zufließen. Den Anfang machte 1700 der aus Schwäbisch Gmünd stammende Wiesensteiger Kanoniker Johann Michael Bulling, der

zunächst 6 silberne Leuchter nach Dotzburg stiftete, dann den „miraculösen Frauenaltar schön fassen und mit Zieraten vergülden“ ließ und schließlich durch ein Gelübde sein ganzes Vermögen an die Wallfahrtskirche vermachte, „welches auf 2000 fl wohl belaufet, so alles an der Kapellen zu erweitern angewendet worden“ wie Sutor berichtet. Auch Sutor selbst gehörte zu den Stiftern. Bereits 1697 hatte er mit der Verpflichtung, in Dotzburg eine Messe zu lesen, 1000 fl zur Mehrung der Besoldung des Stiftsvikars gestiftet. Nun erwirkte er beim Kapitel, daß die Josephskapelle angebaut wurde, die er mit einem „Altar St. Josephs und seines Stammes“ schmücken ließ, was ihn beim Erwähnen von Bullings Testament zu der Aufforderung an den Leser veranlaßte „et fac tu similiter!“ Daneben gingen der Kapelle auch allerlei kleine Stiftungen einfacher Leute zu: ein Krautgärtlein zu Westernheim, 45 fl zur Unterhaltung des am Dotzburger Berg stehenden Kruzifixes und zu einem Jahrtag, 8 fl zur Anschaffung von Zinnleuchtern usw.

Von folgenschwerer Bedeutung wurde eine Stiftung von 4000 fl durch den Kanoniker, Senior und Pfarrer zu Wiesensteig, Johannes Heberle, im Jahr 1705, weil damit der Plan verbunden war, in Dotzburg zwei Kapuzinerpater von Schwäbisch Gmünd und einen Frater anzusiedeln. Die Verwirklichung scheiterte am Widerstand des Stifts und des Bischofs von Konstanz, der 1709 die Stiftung in ein „beneficium saeculare alicuius clerici curati“ umwandelte. Sie wurde dann mit den Stiftungen des Wiesensteiger Dekans Servilian Isidor Hueber (4000 fl) und des Kanonikers und „Bursarius“ Johann Schleicher (2000 und 3100 fl) in den Jahren 1722/23 verschmolzen, um zu Dotzburg ein aus 4 Benefiziaten bestehendes Marianisches Seminar zur Verbreitung der Marienverehrung entstehen zu lassen. Auch dieser Plan gelangte, zumindest in dieser Form, nicht zur Verwirklichung. Im Wiesensteiger Kapitel wurden Einwände dagegen erhoben und die Gemeinde Mühlhausen verlangte nachdrücklich die Einlösung des alten Versprechens, einen eigenen Vikar zu erhalten, und wollte sich nicht damit zufriedengeben, daß einer der vier Benefiziaten den Pfarrdienst versah. Dazu brachen noch Streitigkeiten über die Einkünfte eines Mühlhausener Vikars, die Besetzung der Benefiziate und die Weisungsbefugnis des Wiesensteiger Dekans aus, so daß sich die Angelegenheit immer mehr hinauszog. Zwar erreichte Dekan Hueber durch eine Reise nach Meßkirch, Meersburg und Konstanz im Juni 1723, daß Fürstenberg die Fundation anerkannte und auch Bischof Johann Franz seinen Consens dazu gab, dagegen zögerte Bayern seine Zustimmung bewußt hinaus. Es scheint, daß Kurfürst Max Emmanuel an dem Stiftungskapital interessiert war, jedenfalls ließ er sich über seine Herkunft und Bestimmung genau unterrichten. An dieser Haltung änderte auch die Entscheidung des Konstanzer Generalvikars nach einem Besuch Dotzburgs am 4. Juli 1724 nichts, daß einer der vier Benefiziaten stän-

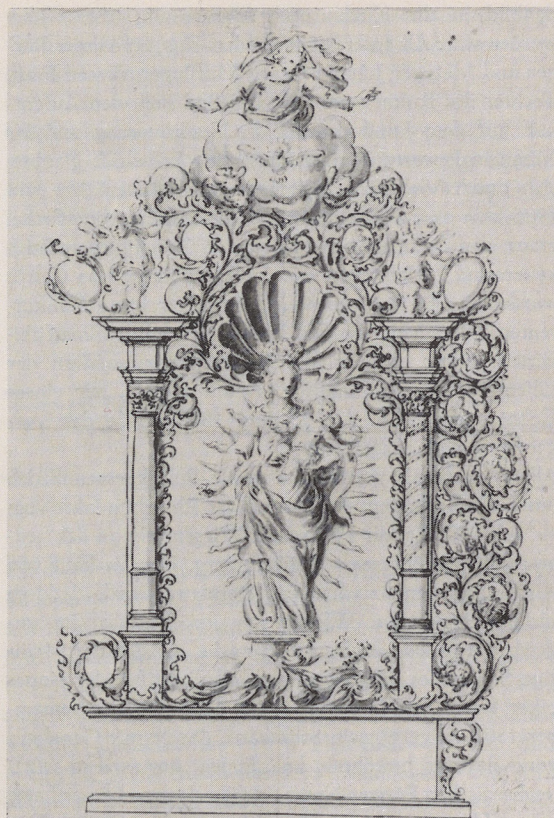
dig im Pfarrhaus von Mühlhausen wohnen und die Funktionen eines Pfarrers übernehmen solle. Die Jahre vergingen, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre. Dabei machte sich die schleichende Geldentwertung immer stärker bemerkbar: das Stiftungskapital reichte zum Unterhalt von 4 Benefiziaten nicht mehr aus. Man beschloß daher, die Benefizien in 3, dann in 2 umzuwandeln. Als im September 1732 Kurfürst Carl Albrecht von Bayern, der spätere Kaiser Karl VII., einen Bericht über die Stiftung anforderte, „da Wir ganz nit gemeint sind, dergleichen Hospitia oder Klöster auf Unserem Territorio ohne Unser Vorwissen und gnädigste Genehmigung aufkommen zu lassen“, wurde ihm zur Antwort, daß in Dotzburg „keine Religiösen sondern zwei Weltpriester pro Capellanis“ aufgestellt werden sollten. Er entschied, daß es damit sein Verbleiben haben solle und gab endlich die ersehnte Zustimmung. Darauf wurde am 8. August 1733 ein neuer Fundationsbrief ausgestellt, den Konstanz am 19. November bestätigte. Bereits drei Jahre später mußte das Kollegiatstift beim Generalvikar die Genehmigung einholen, eines der beiden Benefizien 12 Jahre lang unbesetzt zu lassen, da das geschwundene Kapital zur standesgemäßen Unterhaltung zweier Vikare nicht mehr ausreiche.

Bei der Besetzung der Dotzburger Vikariate zeigte Wiesensteig nicht immer eine glückliche Hand. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts mußte der Vikar J. G. Jakob wegen eines Vergehens resignieren. Sein Nachfolger Christian Hain aus Ehingen litt an einem „maleficium“, merkwürdigen Anfällen, die seine Suspendierung notwendig machten. Wiederholt kam es zu Streitigkeiten um ein Vikariat, wenn sich Bewerber aus der Verwandtschaft eines der Stifter meldeten und den Kandidaten des Stifts auszusteichen suchten. Der Ärger über die häufigen Verdrießlichkeiten mit den Vikaren ließ 1746 auch den Plan wieder aufleben, die Benefizien mit Kapuzinern aus der bayerischen Provinz zu besetzen, was Konstanz jedoch strikt ablehnte. Es würde zu weit führen, die aktenmäßige nachweisbaren Vikare alle zu nennen, es fand sich keiner unter ihnen, der das Format etwa eines Sutor besaß. Zudem läßt sich eine lückenlose Reihenfolge nicht gewinnen.

Zu erwähnen sind dagegen neue Renovierungsarbeiten an der Dotzburger Kanzel durch Hansjörg und Johann Straub 1714/15 und bauliche Änderungen in den Jahren 1743–1746. Dabei ging es um die Sicherung der „Stockmauern“ in einer Länge von 66 und einer Höhe von 40 Schuh und eine Reparatur des Langhausgewölbes. Sie scheint aber wenig genützt zu haben, wurde doch der Maurermeister Christian Widmann dann beauftragt, die steinerne Wölbung abzutragen, einzurüsten und „wieder zu machen von Holz, Brettern und Nägeln“, was das Stift rund 1239 fl kostete. Das Gewölbe von Meister Lutz hatte so wenig Bestand, daß es schon nach 40 Jahren durch eine Holzverschalung ersetzt werden mußte. 1744 schloß das Stift mit dem Mannheimer

Kaufmann Valentin de Antoni einen Akkord über die Lieferung von 2000 Solnhofen Platten ab, um den Kirchenboden neu damit zu belegen. Im folgenden Jahr mußte der Choraltar wieder gründlich überholt werden, womit man den Eybacher Maler Johann Jakob Kummer und den Wiesensteiger Schreiner Johann Straub, wohl den berühmten späteren Hofbildhauer in München, beauftragte. Der Maler sollte für die Fassung des Modells 280 fl, Straub für die Holzarbeit 70 fl erhalten. Offenbar wurden ganze Teile des Altars ersetzt, weshalb die Anfertigung eines Modells nötig war. Er wurde dann neu vergoldet und „fein marmoriert“ bemalt. Das Gnadenbild selbst wird bei dieser Gelegenheit nicht erwähnt, eine letzte Fassung erhielt es im April 1791. Von ihm ließ das Stift übrigens im Juni 1734 bei Carl Andrians in Augsburg einen Kupferstich und 4000 Abdrücke herstellen, dazu eine entsprechende Anzahl „Gebetlen“, die wohl an die Besucher der Wallfahrtskirche verkauft wurden. Die Kosten für den Kupferstich und die Drucke beliefen sich samt Transport auf 27 fl 57 kr.

Etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als Franz Sales Klein das Dotzburger Vikariat innehatte, begann ein übler Schlendrian einzureißen. Heftige Klagen gegen Klein wurden laut, daß er die Wallfahrt vernachlässige und nie zu Hause anzutreffen sei. Schlimmer noch als diese Vorwürfe war die Tatsache, daß die Wallfahrtskirche wiederholt von Dieben heimgesucht wurde. Ein Ziborium im Wert von 30 fl verschwand vom Altar, sechs Altartücher wurden entwendet, die Opferstöcke aufgebrochen, ja selbst vor dem Gnadenbild machten die Diebe nicht halt und entwendeten zwei Halsketten der Mutter Gottes und dem Jesuskindlein „das Röcklein samt einem roten Pfennig“. Bei dem Zinngießer Johann Christoph Miller in Schwäbisch Gmünd tauchten Kirchenleuchter und Blumenkrüge auf, die eindeutig aus Dotzburg stammten. Es waren Zeichen nicht nur einer nachlässigen Aufsicht, sondern auch einer sich wandelnden Mentalität, an der die sich allmählich verbreitende Aufklärung nicht unbeteiligt war. Auch die anhaltende schleichende Geldentwertung trug dazu bei. Sie führte 1761 dazu, daß nach einer mehrjährigen Vakanz eines der beiden Dotzburger Vikariate nach Wiesensteig verlegt werden mußte, um das verbleibende finanziell aufzubessern. Auch die Zahl der Stiftungen ließ merklich nach. Zwar vermachte ein Antonius Groll noch 1782 der Küsterei von Dotzburg 300 fl, aber das war eine Ausnahme. Zu allem hin machte sich auch die staatliche Gewalt immer stärker bemerkbar und mischte sich in die kirchlichen Belange ein. So versuchte Bayern dem Stift die Verwaltung und Rechnungsführung der Wallfahrtskapelle und der Rosenkranzbruderschaft streitig zu machen (1791/92). In Wiesensteig reagierte man scharf darauf: nach dem Vertrag von 1671 zwischen Bayern, Fürstenberg und dem Kollegialstift sei diesem das Recht eingeräumt, alle Rechnungen „privative“ zu führen. Die Wallfahrtskirche wie die Rosen-



5. Der Choraltar mit dem Gnadenbild 1698

kranzbruderschaft seien dem Stift inkorporiert, genossen also auch dessen Rechte. Die sehr arme Wallfahrtskirche müsse aus den Mitteln der Haupt- und Mutterkirche jährlich unterstützt werden, da sie ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln zu bestreiten nie vermögend genug wäre.

Deutlich zeigte es sich, daß es mit den Zeiten der stiftlichen Herrschaft zu Ende ging. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 setzte den Schlußpunkt: Bayern hob das Stift Wiesensteig auf. Das bedeutete auch das Ende der Dotzburger Wallfahrt nach mindestens 314jährigem Bestehen, 1804 wurde ihre Aufhebung offiziell verfügt. Den Baulichkeiten zu Dotzburg stand ein trauriges Schicksal bevor, sie wurden zum Verkauf und Abbruch bestimmt. Der Anfang wurde mit dem „einstöckig gemauerten Mesnerhaus mit Dung- und Holzlege“ gemacht. Es ging am 5. Januar 1805 für 425 fl in den Besitz von Jakob Zink aus Gosbach über, die dazugehörigen Grundstücke an diesen, Xaver Dinz und Matthias Mann von Mühlhausen. Das Gebäude wurde jedoch nicht abgerissen, 1806 beherbergte es 2 Familien, die sich mit Knopfmachen und Gewehrreparaturen ernährten.

Die Wallfahrtskirche wurde samt dem Benefiziathaus auf Befehl der Krone Bayern vom 14. April 1806 zum Verkauf ausgeschrieben, nachdem im Jahr zuvor das Gna-

denbild in die Kirche nach Wiesensteig übergeführt worden war. Als Interessent meldete sich der Ulmer Bürger und Metzger Johann Georg Muffinger, dessen Frau, Tochter des Badmeisters Seiz von Bad Boll, den Aufenthalt auf dem Land dem in der Stadt vorzog und ihr Mann in Erwartung einer stattlichen Erbschaft glaubte, sich durch Viehzucht fortbringen zu können. Im Juni 1806 kam es zur öffentlichen Versteigerung von Kirche, Haus, den dazugehörigen Gärten, 2 Gemeindegerechtigkeiten und 2 Holzteilen von der Herrschaft. Das Ganze wurde um 900 fl. ausgebaut. Muffinger hatte Konkurrenten bekommen, die den Preis beträchtlich hinaufsteigerten. Nicht er ging als Sieger hervor, sondern der Lilienwirt von Mühlhausen, Andre Hofele, mit einem Gebot von 1054 fl. Am 23. Juni 1806 wurde das Verkaufsprotokoll ausgefertigt.

Allein, nochmals machte die große Politik einen Strich durch die Rechnung. Auf Grund der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 fiel die Herrschaft Wiesensteig an das neugeschaffene Königreich Württemberg. Der Verkauf von Kirche und Benefiziathaus zu Dotzburg wurde dadurch nicht rechtskräftig. Wieder war ihr Schicksal im ungewissen. Es kam erneut zur Sprache, als sich der 74-jährige Senior des aufgehobenen Kollegiatstifts, der Kanoniker Joseph von Cabalzar aus Graubünden, im September 1807 weigerte, sein Stiftshaus, das er mit Genehmigung Bayerns bewohnte, zu räumen, um es dem württembergischen Förster Netzer zu überlassen. Dieser hatte vorgeschlagen, dem alten Herrn das „massive zweistöckige Haus zu Dotzburg, wo zuvor 2 Priester wohnten und das noch leersteht“ anzuweisen, da es sonst zugrunde gehen müsse. Eine Rückfrage bei der württembergischen Oberfinanzkammer ergab, daß das Haus bei Aufhebung des Stifts vom Pöbel geplündert und ruiniert, aber schon von Bayern zu einem Försterhaus bestimmt worden war. Letzteres traf nur bedingt zu, da man den Plan wieder verworfen hatte. Das Kameralamt Wiesensteig schlug vor, das „Pfarrhaus“ zu einem Krankenhaus zu machen, die Kirche aber auf Abbruch zu verkaufen und ihren Platz zu einem „Industriegarten“ für die beiden Schulen von Wiesensteig und Mühlhausen zu verwenden, „um auch das hiesige Publicum, das in der Obstkultur noch gegen die übrigen Staaten Württembergs um ein Jahrhundert zurück ist, für diesen Zweig der Landeskultur empfänglich zu machen“.

Im November 1807 beauftragte das Kameralamt den Maurermeister Rink, vom Dotzburger Pfarrhaus einen Riß anzufertigen, um über dessen weitere Verwendung zu entscheiden. Rink berichtete, es sei 60 Schuh lang und 46 Schuh breit, habe 2 Stockwerke und sei bis unter das Dach aus Stein erbaut. Vorhanden seien nur noch 4 eiserne Öfen, 20 Fensterflügel und Läden sowie die Haustüre, von der Kirche 40 Fenster ohne Rahmen mit runden Scheiben, zur Hälfte zerbrochen, 2 Türen und die 4 alten Altäre, „die aber von keiner Bedeutung sind“. Stall und Keller unter dem Pfarrhaus waren von dem vorbeifließenden Bach überschwemmt worden und nicht mehr zu

gebrauchen. Eine Wiederherstellung des Hauses, so berechnete Rink, würde auf 1167 fl. kommen.

Damit war das Schicksal der beiden Gebäude besiegelt. Einen solchen Betrag aufzuwenden schien der zu erwartende Nutzen nicht zu rechtfertigen. Aber nochmals vergingen zwei Jahre, bis die Entscheidung fiel. Ende Juni 1809 berichtete der Kameralbeamte Ziegler, der schon in bayerischer Zeit Rentbeamter in Wiesensteig gewesen war, auf eine Rückfrage aus Stuttgart, in kurzer Zeit werde zu Dotzburg alles vollends zugrunde gehen. „Religionseifer, mit Habsucht verwebt, haben das hiesige und benachbarte Volk veranlaßt, auf dieser Einöde zu rauben und zu plündern was zu nehmen möglich war und jeder ist der irrigen Meinung, er habe ein gutes Werk getan. Alle Wachsamkeit war noch bei Bayern zwecklos. Ich schickte Cordonsmannschaft zur Aufsicht, klagte schon beim damaligen Landgericht, der Erfolg entsprach aber meiner Erwartung nie ...“ Im September 1809 erklärte auch der katholische Geistliche Rat in Stuttgart, zu einer Stellungnahme aufgefordert, daß sich Kirche und Pfarrhaus in einem solch ruinösen Zustand befänden, daß sie zu keinem kirchlichen Gebrauch mehr verwendet werden könnten. Einem Verkauf stehe daher nichts entgegen.

Darauf wurde am 27. April 1810 endgültig beschlossen, die beiden Gebäude auf Abbruch zu verkaufen und dies öffentlich bekanntzumachen. Bedingung sollte dabei sein: gänzliche Räumung der Area, des Baugrunds, Anzahlung eines Drittels der Kaufsumme in bar und Abzahlung des Rests in 2 verzinlichen „Jahreszielen“. Eine offizielle Beschreibung der Gebäude stellte fest: „Die ehemalige Wallfahrtskirche ist 120 Schuh lang und ohne die Ausbuchtungen des Chors 36 Schuh breit. Sie besteht bis unter das Dach aus Steinen, der untere Teil von Quadern, das übrige ist von Mauersteinen aufgeführt. Die Höhe der 7 Pfeiler im Chor beträgt 40 Schuh. An und in der Kirche sollen alle Türen, Fenster, Altäre, Läden, überhaupt alles Holz- und Eisenwerk nicht mehr vorhanden, die Decken eingebrochen und selbst die Plättchen, mit welchen der Boden besetzt war, hinweggenommen, auch das liegende Gebälk auf dem Chor herausgeschnitten worden sein.“

Die Versteigerung fand am 22. Mai 1810 statt. Um 630 fl. gingen die Ruinen an den Maurer Christian Straub von Gruibingen „unter Vorbehalt der Area“. Dieser fand nicht gleich die Zeit, mit dem Abbruch zu beginnen. Am 12. Juli meldete der Kameralverwalter Ziegler: „Seitdem es bekannt ist, daß diese Gebäude verkauft sind und daß vielleicht in kurzer Frist der Raub ein Ende haben werde, beeifern sich die Menschen in dieser Gegend, zumal da es Altwürttemberger erkauft haben, von diesen für sie so sehr interessanten Gebäuden sich noch zuzueignen, was möglich ist.“ Vergebens erhob Straub gegen die Plünderung Einspruch. Es wurde ihm bedeutet, er solle mit dem Abbruch so rasch wie möglich beginnen. Doch noch am 16. April 1811 bat er um eine Verlängerung des Termins zum Abbruch und Planieren des Platzes

bis Martini, also bis November. Dann endlich hatte die Stunde der beiden ehrwürdigen Bauten geschlagen, sie wurden im Herbst 1811 – nicht wie es die Oberamtsbeschreibung will, 1805 – dem Erdboden gleichgemacht. Im nächsten Frühjahr, am 20. April 1812, wurde auch der Grund und Boden, auf dem sie gestanden hatten, öffentlich verkauft. Der Erlös war wegen des schlechten Bodens nur gering. Um 76 fl erwarb Mathes Mann von Mühlhausen den Platz, an dem jahrhundertlang das

wundertätige Marienbild gestanden und wo unzählige Gläubige Erlösung von Leiden und Vergebung ihrer Sünden erfleht hatten.

Quellen: Staatsarchiv Ludwigsburg, Bestände B 535, Büschel 75–77, 82; B 147, Herrschaft Wiesensteig, Büschel 110; D 37, Oberfinanzdepartement, Büschel 4746; D 39, Landbaudirektion, Büschel 772 und 773 (mit Grundriß des Benefiziathauses).

Hüter der Tradition

Zum 70. Geburtstag von Otto Heuschele

Wenn an dieser Stelle das Werk Otto Heuscheles gewürdigt werden soll, so läßt sich dies durchaus in einen inneren Zusammenhang mit dem Charakter dieser Zeitschrift bringen; denn dieses Werk ruht auf dem Meditativen und lebt aus der Betrachtung der Natur, und beides eignet dem schwäbischen Wesen in hervorragender Weise. Beides aber, die aus der Stille gewonnenen philosophischen und poetischen Einsichten und die aus der Anschauung der Natur sich ergebende Empfindung, verbindet sich bei Heuschele mit dem, was die großen Menschen der Vergangenheit geschaut und gesprochen haben, mit dem Geist der Zeiten und dem Geist der Welt: das Frühere wirkt auf das Jetzt, und die Förderung des Fremden wird zu einem Helfer des Eigenen. Die beiden Begriffe „Geist der Zeiten“ und „Geist der Welt“ aber schließen den Begriff der Tradition mit ein, und Heuschele hat sich selbst immer als einen Hüter der Tradition gesehen. Die großen Gestalten der Geistes- und Kulturgeschichte haben ihn von Jugend auf begleitet und haben seinen Weg entscheidend geprägt. So hat er sich immer wieder mit ihren Werken auseinandergesetzt und sie ausführlich gewürdigt. Nach seinen eigenen Worten ist ihm diese Arbeit am Werk anderer ebenso wichtig wie das eigene Schaffen, und dieses ist zuzeiten hinter jenem zurückgetreten. In der Jugend war es neben Goethe, Stifter und Nietzsche, an dem kein Angehöriger seiner Generation vorbeigehen konnte, vor allem Hölderlin, der den jungen Cannstatter Gymnasiasten in einem plötzlichen Erlebnis tief beeindruckt hat. Er ist ihm ein Begleiter fürs ganze Leben geworden, und der hymnische Ton der Sprache Hölderlins ist auch in Heuscheles Gedichten lebendig. Hölderlins Werk, das bis zum Ersten Weltkrieg kaum bekannt, geschweige denn gewürdigt war, muß auf die damalige junge Generation einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben, und so nimmt es nicht wunder, daß es auch den jungen Otto Heuschele so stark beeinflußt und wahrscheinlich seinen weiteren Weg zur Dichtung bestimmt hat.

Zu dieser Begegnung kamen die vielen anderen geistigen und persönlichen Freundschaften mit den Zeitgenossen, mit Hugo v. Hofmannsthal, Stefan Zweig, Rilke, George und dessen Anhängern, mit Carl J. Burckhardt, später mit Reinhold Schneider und Karl Kerényi und vielen anderen. Geistige Begegnung und Freundschaft scheinen wichtige Elemente im Leben Heuscheles zu sein und auch sein Werk entscheidend zu beeinflussen. Das wird allenthalben in den Essays spürbar, die er diesen Menschen gewidmet hat, und auch in seinem Briefwechsel. Das Gespräch und der Brief waren schon immer die Grundlagen einer humanen Kultur, und wo das Gespräch versiegt, beginnt die Barbarei. Diese Seite seines Schaffens, die Deutung persönlicher Begegnungen, soll mit einigen Titeln dokumentiert sein: dem Band „Dichtung und Leben“, Aufsätze und Reden (1930), den Hugo v. Hofmannsthal gewidmeten Essays, die uns im chronologischen Verzeichnis immer wieder begegnen, dem „Buch des Dankes an die Freunde“ (1930) und vor allem auch mit den autobiographischen Werken, die freilich schon ins Feld des Poetischen hineinreichen, dem „Kleinen Tagebuch“ (1936), dem bedeutenden und die innere Welt des Dichters am schönsten widerspiegelnden Buch „Zwischen Blumen und Gestirnen“ (1949) sowie auch mit der „Geschichte einer Jugend“ (1957), die den Obertitel „Die Gaben des Lebens“ trägt.

Wir kehren zurück zum essayistischen Werk und erweitern den Begriff der Freundschaft, indem wir ihn freilich in übertragenem Sinn gebrauchen, ins Historische. Neben Hölderlin sind es viele andere bedeutende Gestalten aus der deutschen Geistesgeschichte, denen er ausführliche Essays gewidmet oder deren Werk er in Auswahlbänden ediert hat. Da finden wir z. B. ein Essay über die unglückliche Romantikerin Karoline von Günderode (1932), verschiedene Aufsätze über Wilhelm v. Humboldt, über Goethe, Windkelmann, Stifter, Novalis, Brentano u. a. sowie eine ganze Reihe mit ausführlichen Nachworten versehene Anthologien, von den 1925